

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 81 (1987)
Heft: 5

Artikel: Briefe aus Nicaragua : der Machismo der Compañeros ; Die ökonomische Krise ; Die Kirche der "Union Sovjetica" ; Jahrestag der Ermordung von Maurice Demierre
Autor: La Roche, Käthi
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-143335>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 29.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

dass er lebt, und wie er lebt. Nie habe ich besser verstanden, was Auferstehung bedeutet.

Dorothee wurde von diesen Leuten hier begleitet und getröstet, wie ich das noch nie gesehen habe, ganz persönlich von einzelnen, ganz offiziell von andern, aber immer mit einer unglaublichen Herzlichkeit. Georges bekam postum die Militancia de Frente verliehen, wurde also von der Frente Sandinista als einer der ihren, als ein Verdadero Sandinista geehrt. Die Urkunde und eine Art Ansteckdorn wurden Dorothee in der Kirche überreicht, in einem Raum, der total ausgemalt ist mit den Bildern von nicaraguanischen Heiligen und Märtyrern: Sandino, Carlos Fansecca, Antonio Valdivieso, Bauern, Frauen, Menschen, in deren Leben und Sterben sich die befreiende Botschaft Christi inkarniert hatte.

Ich habe Ökumene in einer ganz besonderen Art erlebt: katholische und evangelische Christen, Revolutionäre und Leute von der Partei, die Heiligen und die Toten dieses Volkes, alle versammelt in einem Gottesdienst und einem Gotteslob, in einem Triumphgesang, der dem Triumph des Todes widerspricht. Es war wunderbar, da mit dabei sein zu dürfen, und ich wagte es sogar, auch selber einmal das Mikrophon zu nehmen und mit meinem wackligen Spanisch ein paar Worte zu sagen darüber, was Georges für mich und für die evangelische Studentengemeinde in Zürich bedeutet hatte...

Der Machismo der Compañeros

Managua, 10. Februar 1987

Liebe Freunde

Zurück aus den Bergen kommt mir Managua jetzt auf einmal städtisch vor: die Atmosphäre in den Strassen, das Warenangebot, wie die Leute angezogen sind und wie sie reden, dass es wieder einige Autos hat und Zeitungen zu kaufen gibt. So hat sich mein Empfinden verändert nach drei Wochen Leben auf dem Land...

Ich habe Zeit, jetzt ein wenig über die Erfahrungen auf dem Lande nachzudenken. Die Leute, die wir kennengelernt haben, Landarbeiter ohne eigenes Land, gehören zur ärmsten Bevölkerungsschicht Nicaraguas. Es sind Leute, die noch vor der Revolution von den Lati-fundisten immer wieder von ihrem Boden vertrieben worden waren, sobald sie diesen einigermaßen fruchtbar gemacht hatten, immer weiter hinein in die Berge. Zuletzt blieb ihnen nur noch, als entwurzelte Wanderarbeiter im Taglohn in den Kaffeeplantagen ein Auskommen zu suchen, zu ausbeuterischen Bedingungen. Die Frauen und Kinder siedelten in der Regel auf der Hazienda selbst, die Männer zogen mehr oder weniger von Ernte zu Ernte (Kaffee, Baumwolle, Zucker). Es sind mehrheitlich dunkelhäutige Menschen, mit starkem indianischem Einschlag.

Jetzt sind sie alle Angestellte einer staatlichen Firma für Kaffeeproduktion und Export. Sie sind fest einer bestimmten UPE zugeteilt und arbeiten dort ganzjährig, haben ein gesichertes Auskommen und können sich gewerkschaftlich für ihre Rechte wehren, haben Zugang zu Schulen und medizinischer Versorgung. Auch wenn sie noch immer sehr arm sind, so hat sich doch Wesentliches für sie verändert – sie arbeiten nicht mehr, um einen Latifundisten zu mästen, sondern um das gemeinsame Wohl aller in Nicaragua zu fördern. Sie haben ein starkes Klassenbewusstsein und sind stolz auf ihre Leistung.

Und dennoch, die Spuren ihrer generationenlangen Unterdrückung und Rechtlosigkeit sind noch nicht verwischt: Sie verfügen über keine eigene Kultur und sind in vielen Belangen irgendwie passiv, initiativlos oder phantasielos. Die Frauen ertragen beinahe widerstandslos den üblen Machismo ihrer Compañeros. Die Kinder werden empfangen, wie sie gerade kommen. Man macht allerdings auch kein besonderes Wesen drum, wenn sie sterben. In der

Küche arbeitete eine Frau von 20 Jahren, die ihr viertes erwartete, und eine andere von 35 Jahren, die nach vierzehn Geburten sieben lebende Kinder hat von drei verschiedenen Vätern. Der Verwalter des Betriebs seinerseits hatte vier verschiedene Frauen und mit jeder ein paar Kinder. Im Kindergarten, der seit zwei Jahren existiert, eine Art Tageshort, damit die Frauen, welche in den Plantagen arbeiten, ihre Kleinen nicht einfach zuhause einsperren, werden Kinder von zwei Monaten bis sechs Jahren versorgt. Das heisst: Sie werden zwar gut ernährt (bekommen neben Reis und Bohnen auch Milch und Fleisch, Früchte und Gemüse!), aber kaum irgendwie angeregt oder gefördert...

In der Stadt scheinen sich die Frauen ihrer Situation allmählich bewusster zu werden und sie auch ändern zu wollen. Wir besuchten zum Beispiel eine Nähkooperative, die aus der Initiative von fünf Frauen entstanden ist und jetzt vierzig Mitarbeiterinnen hat. Diese Frauen haben sich organisiert, um gemeinsam billige Kleider herstellen und verkaufen zu können (billigere als auf dem Markt), und von dieser Arbeit leben sie. Als Kooperative können sie Textilien und Nähmaterial vom Staat beziehen, individuell nur auf dem Markt, zigfach teurer. Sie haben ein Atelier in einer Baracke eingerichtet, wo jede ihre eigene Nähmaschine mitgebracht hat. Mit den Einnahmen ihres Absatzes zahlen sie sich den Lohn aus nach einem gemeinsam diskutierten Verteilschlüssel (mehr oder weniger nach Produktionsleistung). Einmal monatlich versammeln sie sich und diskutieren ihre «Politik» – ein total selbstverwalteter Betrieb.

Diese Frauen sind sehr stolz auf das, was sie erreicht haben. Und weil sie sich nur dank der Revolution auf diese Weise überhaupt selbständig machen konnten, sind sie auch sehr stolz auf «ihre»-Revolution und verteidigen sie auch – zum Beispiel indem sie alle vierzehn Tage im Jahr in die Kaffee-Ernte gehen! Wir ha-

ben mit ihnen auch über das Problem der Doppelbelastung der Frauen geredet, die erwerbstätig sind und Kinder haben, am Tag arbeiten gehen und abends noch die Familie versorgen müssen. Die meisten Frauen können, ausser auf finanzielle, auf gar keine Hilfe des Mannes zählen, einige von ihnen nicht mal auf diese, ein paar leben «alleine» (das heisst ohne Mann, aber selten ohne irgendwelche andern Familienangehörigen). Immerhin diskutieren sie unter sich Probleme wie Scheidung, Rechte auf Alimentenzahlung, Familienplanung usw., und sie sind sich einig, dass sie die künftige Generation von Männern anders erziehen wollen, zu mehr Verantwortung im familiären Bereich. Verbal emanzipieren sie sich in Riesenschritten, die gelebte Wirklichkeit sieht noch etwas anders aus. Aber sie sind ökonomisch ziemlich unabhängig, und diese Realität verändert ihre Situation und ihr Bewusstsein als Frauen erheblich und wird vielleicht auch eines Tages den Machismo besiegen, der sich schliesslich nur auf dem Boden von Ignoranz und wirtschaftlicher Abhängigkeit in dieser krassen Form entwickeln konnte...

Die ökonomische Krise

18. Februar 1987

Liebe Freunde

Vergangene Woche habe ich in einer Familie in einem der barrios orientales in Managua gelebt. Das war eine interessante und gleichzeitig sehr anstrengende Erfahrung. Anstrengend darum, weil die Leute hier sehr eng aufeinander wohnen und keine Privatsphäre haben noch respektieren. Dauernd laufen mehrere Radios auf verschiedenen Programmen (die der Nachbarn nämlich, deren Häuser manchmal nur durch eine lose Bretterwand voneinander getrennt sind). Unzählige Kinder rennen herum, immer kocht irgendwer seine frinjolitos, wäscht jemand anderer seine Wäsche. Interessant darum, weil einmal hautnah zu erleben war, wie die Leute mit ihren ratio-

nierten Lebensmitteln über die Runden kommen (Reis, Bohnen, Zucker, Öl und Seife gibt's nur mit Marken in bestimmten Quantitäten zu kaufen – auf dem Schwarzmarkt natürlich immer, aber dann bis zu zwanzigmal teurer). Vielmal reicht's nicht ganz. Für andere Dinge müssen sie Schlange stehen, insbesondere für Brot, Fleisch, Milch, Käse. Und oft geht der gewünschte Artikel aus, bevor alle an die Reihe gekommen sind. Solche Umstände machen das Leben äusserst mühsam! Und es gibt viele, die sich darüber auch bitter beklagen und der Regierung Vorwürfe machen, das Land in eine unhaltbare ökonomische Krise hineingebracht zu haben. Vielleicht denk ich auch nur, dass es viele sind, weil man als Ausländerin natürlich immer wieder von Personen angesprochen wird, die einem irgendwelche Dollars besonders günstig wechseln wollen, um zu harten Devisen zu kommen, und darüber schimpfen, dass ihnen die Inflation das Geld buchstäblich aus der Hand frisst. Manche sagen, früher sei alles besser gewesen, zumindest hätte man alles zu kaufen bekommen, während es jetzt nichts mehr gäbe.

Wir haben in der «Familie» natürlich viel über solche Begegnungen diskutiert. Da waren unsere Leute dann aber allerdings ganz anderer Meinung. Sie leiden zwar auch unter der wirtschaftlichen Situation, aber sie schreiben die Probleme nicht der Unfähigkeit ihrer Comandantes zu, sondern dem Krieg, den die Reagan-Administration ihrem Land aufzwingt. Militärisch scheint die Contra zwar besiegt und auch ideologisch, nach der Iran-Contra-Affäre, ziemlich demontiert, aber wirtschaftlich ist Nicaragua schwer angegriffen und kann aufgrund der Wirtschaftsblockade und der eigenen hohen Verteidigungskosten keine gesunde Ökonomie entwickeln. Dennoch relativierte Doña Carmen (so hiess die Mutter unserer «Familie») die Aussagen der «Unzufriedenen» erheblich: Klar, vor der Revolution gab's alles zu

kaufen – aber nur für wenige. Jetzt gibt's wenig – aber für alle!

Die Colonia Nicaraö, in der Doña Carmen seit dreissig Jahren lebt, gehört zu den militanten Quartieren Managuas. Schon vor zwanzig Jahren gab's da klandestine Organisationen, welche den Widerstand und schliesslich den Aufstand gegen Somoza vorbereiteten. Nicht ohne Affekte konnte Doña Carmen davon erzählen, wie die Repression in den Jahren vor dem Triunfo ständig zugenommen hatte, wie brutal sich die Guardia in den letzten Tagen des Aufstandes in ihrem Quartier aufgeführt hatte. Kinder konnte man nicht mehr auf der Strasse spielen lassen, weil viele unter dem Verdacht, Boten für die Muchachos zu sein, oder auch nur, um die Bevölkerung einzuschüchtern, einfach erschossen wurden. Die Guardia, die in jedem Haus Waffen und Material für den Widerstand vermutete (nicht zu Unrecht übrigens!), drang einfach ein bei den Leuten, bedrohte sie, schlug und terrorisierte sie...

Doña Carmen erzählt auch, dass viele Leute ihre Kinder auf keine Schule hätten schicken können und die wenigsten Familien ihre Söhne (!) an die Universität. Jetzt studiert ihr Ältester Ingenieria, nachdem die Universität allen zugänglich und kostenlos ist, sogar die Bücher werden Studierenden, welche nicht die Mittel haben, sie zu kaufen, gratis abgegeben. Und gute Leistungen werden mit einem Auslandstipendium honoriert.

Die Kirche der «Union Sovjetica»

Doña Carmen gehört einer der ältesten und militantesten christlichen Basisgemeinden an. In diesen Gemeinden haben die Pfarrer vor allem eine priesterliche Funktion, die andern (administrativen, organisatorischen, sozialen, erzieherischen usw.) Aufgaben werden von andern Gemeindegliedern übernommen, einem equipo pastoral. Einige von diesen Leuten verstehen sich auch als Missioneros in anderen Stadtvierteln. Von einem dieser Missioneros, Don Julio, wurden

wir eingeladen an eine Reunion in einem barrio, das den Namen «Union Sovjetica» trägt. Vor dem Triunfo war das ein völlig unorganisiertes Quartier: Die Leute, die dort wohnten, waren nicht einmal Besitzer ihrer kleinen Karton-Häuschen ohne Licht und Wasser, sondern nur Mieter des Bodens, auf dem sie wohnten. Vierzehntäglich hatten sie Miete zu bezahlen, und nach fünf oder zehn Jahren würde der Grund ihnen gehört haben, wenn sie in der Lage gewesen wären, regelmässig zu bezahlen. Konnten sie aber mehr als dreimal nicht bezahlen, dann verloren sie alle Rechte und mussten woanders hinziehen. So kam es in solchen Quartieren niemals zu einem grösseren stabilen Bevölkerungsanteil, und es bildete sich auch kein organisierter Widerstand gegen die Repression der Guardia und die Ausbeutung der Bodenbesitzer. Nach dem Triunfo wurde den Leuten das Land in Besitz gegeben, jeder hat jetzt zumindest sein eigenes Dach über dem Kopf, für das er nicht bezahlen muss, und die Elektrifikation und Wasserzufuhr für das Quartier wurden von der UdSSR finanziert. Darum nannten die Leute ihr barrio «Union Sovjetica».

Die Kirche der «Union Sovjetica» besteht aus einem offenen Dachstuhl auf ein paar Holzträgern – für die Bedachung mit Wellblech reichte bis jetzt das Geld noch nicht ganz, erst die eine Seite ist gedeckt. Wir drängten uns also in das kleine bisschen Schatten dieses halbfertigen Unterstandes und warteten erst mal eine gute Stunde, bis sich die ersten Leute zur Reunion einfanden. Es kamen ausschliesslich Frauen und Kinder. Don Julio beschloss, noch einige mehr zusammenzutrommeln, und unterdessen brachte eine Nachbarin einen Plastikkübel mit Fresco: stark süsses Zuckerwasser mit Fruchtsaft und Eis. Schliesslich begann dann die Reunion doch noch. Es folgte ein Gespräch über einen Bibeltext, ausgerechnet Lukas 4, 16–19, den Text, den wir für unseren EHG-Gottesdienst im Dezember gewählt hatten: «gute

Nachricht für die Armen, ein Gnadenjahr des Herrn». Ich konnte aus unseren Reflexionen über diesen Text auch ein paar Gedanken beisteuern, und es war sehr interessant, wie direkt die Frauen des Quartiers sich im Gespräch über diesen Text äusserten. Gute Nachricht für die Armen – zum Beispiel andere Besitzverhältnisse, die es den Besitzlosen zumindest erlauben, ein Dach über dem Kopf zu haben. Und dann wird die Kompatibilität des Programms der Revolution mit der Botschaft des Evangeliums diskutiert. Zum Schluss beten die Leute, danken Gott, ihrem Befreier, und geben ihrem Vertrauen Ausdruck, dass er sie aus der Hand ihrer Feinde erretten wird. Ihre Sprache ist nah an der Sprache der Bibel und käme in unserem Kontext vermutlich sehr traditionalistisch daher – im Kontext der Realität der «Union Sovjetica» und der Situation in Nicaragua bedarf sie keiner Übersetzung. Die Leute wissen, wovon sie sprechen, wenn sie von Befreiung reden oder von ihren Feinden.

Ca. um 6 Uhr abends kommt ein Auto in einer Wolke von Staub. Es steigt ein Priester aus, in Begleitung eines Haitianers und eines Japaners. Er zieht eine Art weisses Nachthemd über und beginnt mit den Leuten eine Messe zu feiern. Er hält eine Art Predigt über Camillo Torres, dessen Todestag auf das Datum dieses Gottesdienstes fällt, das heisst er erzählt ein wenig, wer Camillo Torres war und was ihn bewogen hatte, sich dem bewaffneten Kampf der Guerilla in Kolumbien anzuschliessen. Dann will er von den Leuten wissen, was sie zu dem Problem meinen, dass sich die Kirche an der Revolution beteiligt und sogar Priester die Waffe in die Hand nehmen. Die Leute treten ins Gespräch ein, und der Haitianer erzählt von der Situation in seinem Land und was der Kampf der Nicaraguaner für sein Volk bedeutet, und auch wir andern Gäste werden aufgefordert zu sagen, was wir denken und ob die Christen in der Schweiz solidarisch wären mit ihren Brüdern und Schwestern im Glau-

ben, die Reichen mit den Armen? Was sollte ich ehrlicherweise dazu sagen?

Ich habe hinterher mit dem Priester noch ein paar Worte gewechselt – ein Jesuit, Nordamerikaner, heisst José Mulligan und ist Professor an der UCA (Universidad de Centro America). Schwer vorstellbar, unsere akademischen Lehrer der Theologie, Gottesdienst feiernd auf diese Weise, mit einer Handvoll völlig ungebildeter armer Frauen in zerrissenen Kleidern, im Trubel einer riesigen Schar von Kindern, unter denen man zwischendurch immer mal wieder Ruhe schaffen muss... Es geht dem Priester sichtlich darum, bei und mit diesen Leuten zu sein, und nicht darum, dass sie seinen geschönten Belehrungen folgen. Die Kirche wird vom Volk gebaut und nicht vom Priester repräsentiert, und die Theologie wird an der Basis gemacht und nicht von den Spezialisten.

Auf der Ebene der Hierarchie sieht die Sache natürlich anders aus. Da ringt die Regierung mit der offiziellen Kirche um eine Wiederannäherung und Verständigung im Gespräch. Bedingung von kirchlicher Seite: Wiederaufnahme der Beziehungen zur Contra. Aber die Hierarchie steht auf verlorenem Posten. Nachdem die Landesverweisung von Bischof Vega in Nicaragua eigentlich gar keinen Protest in der Bevölkerung zur Folge hatte und, wie informierte Leute mutmassen, nicht einmal die Ausweisung von Kardinal Obando y Bravo zu ernsthaften Reaktionen führen würde, sieht selbst der Vatikan ein, dass er seine Haltung gegenüber der Revolutionsregierung mässigen und ändern muss. Es wird dauern, bis sich die römische Kirche mit der Situation in Nicaragua arrangiert (und sie ist mit dem neuen Nuntius auf dem Weg dazu, nicht aus Überzeugung, sondern aus Opportunismus, denn letztlich ging sie noch immer mit denen, die an der Macht sind, wenn sie deren Macht als unwiderlich anerkennen musste) – aber sie wird sich arrangieren müssen...

Jahrestag der Ermordung von Maurice Demierre

Um euch nicht mit seitenlangen Beschreibungen von Gottesdiensten zu langweilen, verzichte ich darauf, ausführlicher von der Messe zum ersten Jahrestag der Ermordung von Maurice Demierre in Somotillo zu erzählen. Wahrscheinlich habt Ihr in den Zeitungen gelesen, was einer seiner Mörder, ein Söldner der Contra, tags darauf an einer Pressekonzferenz ausgesagt hat; ich nehme schon an, dass die Schweizer Presse detailliert darüber berichtet. Es handelte sich um einen reinen Terrorakt: Eine Gruppe von der FDN bezahlter Leute, einer davon schon schwer besoffen, legte eine Mine auf die Strasse, und als sie sahen, dass ein Militärcamion daherkam, bekamen sie Angst, sprengten die Mine und flohen. Später legten sie erneut eine Mine und liessen die kleine Camionetta voller unbewaffneter Zivilisten, unter ihnen fünf Frauen und Maurice, in die Luft fliegen. Anschliessend erschossen sie die Verwundeten und flohen. Die Aktion diente den Söldnern einzig dazu, die Bevölkerung zu verängstigen und den Geldgebern gegenüber wieder einmal etwas vorzuweisen; sie war keineswegs gezielt oder geplant – Leute ohne Vision und Moral verrichteten einfach ihr dreckiges Geschäft. Ihre Opfer sind einen sinnlosen Tod gestorben.

Während der Messe kamen viele Leute ans Mikrophon, Kinder, alte Frauen, junge Männer, einfache Bauern, Delegados de la Palabra, Brigadisten, und sprachen in bewegenden Worten darüber, was das Leben und der Tod von Maurice in Somotillo für sie bedeutet habe – Zeugnisse des Glaubens, dass er nicht sinnlos umgekommen war, sondern sein Leben gegeben habe als ein Samenkorn der Hoffnung, das in Nicaragua blühen und Früchte tragen wird. Ich war sehr aufgewühlt am Ende des Gottesdienstes. Etwas in mir wehrt sich, im Krieg Gefallene zu heroisieren und zufällig Getroffene

ne zu Märtyrern zu stilisieren. Aber dann denke ich wieder, so zufällig ist ja so einer wie Maurice auch nicht gestorben, denn er war ja nicht so zufällig gerade in Somo-tillo, und in solch einem Fall von Zufall zu reden, heisst vielleicht, einfach un-
beiligt bleiben zu wollen. Vermutlich ist es der Glaube, der den Leuten in Somo-tillo hilft, weder dem Zynismus noch der Resignation zu verfallen und ihren Schmerz in Hoffnung zu verwandeln. Und der Glaube sieht eben im gewaltsa-

men Tod von Maurice keine vermeidbare Sinnlosigkeit, sondern ein freiwilliges Opfer und weiss den Ermordeten gegenwärtig und lebendig in der Gemeinschaft der Gläubigen. Nur die Betroffenen be-
kennen die Auferstehung – und aus dieser Sicht bereitet sie auch keine theologi-
schen oder intellektuellen Schwierigkeiten, sondern ist eine Protestaussage aus einer Position der Stärke in aller Ohn-
macht.

Willy Spieler

Zeichen der Zeit

Irritationen um ein Feindbild

Wenn nicht sein kann, was nicht sein darf

Als der brasilianische Befreiungstheologe Frei Betto anlässlich eines Pressegesprächs in Zürich gefragt wurde, was er vom Totalitarismusvorwurf gegenüber den sozialistischen Staaten halte, war seine Antwort: «Es gibt für mich nur ein Beurteilungskriterium der politischen Lage: Gibt es mehr oder gibt es weniger Leben? So bin ich, nachdem ich neben Kuba auch einige sozialistische Länder Osteuropas kennenlernen konnte, zur Überzeugung gelangt, dass sich das Projekt des Lebens durch diese Staatsform eher verwirklichen lässt als durch die sogenannten christlichen Länder Lateinamerikas» («Vorwärts», 30. April). Darauf meinte ein Redaktor der NZZ, für ihn «höre des Berichterstatters Höflichkeit auf», wenn Frei Betto davon rede, «dass Gottes Wirken im Ostblock und in Kuba mächtiger sei als in den ,sogenannten‘ christlichen Gesellschaften». Denn: «Solche Weltsicht ist nicht nur dumm, sie ist (auch für die, die sie predigen) gefährlich» (16. April). Wer jedoch wie Frei Betto in einem Land lebt, in dem täglich tausend Säuglinge den Hungertod ster-

ben, der sieht das «Projekt des Lebens» nicht durch den real existierenden Sozialismus gefährdet, sondern durch den real existierenden Kapitalismus, auch wenn dieser sich ein christliches Etikett zulegt. Befreit Gott sein Volk nur durch Menschen, die ihn kennen? Weist nicht schon die Befreiung Israels durch den (heidnischen) Perserkönig Kyrus (Jes. 45) in eine ganz andere Richtung?

Die bitterböse Bemerkung des NZZ-Berichterstatters über Frei Betto ist im grösseren Rahmen eines verbissenen Kampfes um das geliebte Feindbild «Sowjetunion» und «Ostblock» zu sehen. Noch gehe es um einen «gigantischen Kampf» zwischen dem «kommunistischen Totalitarismus» und dem «freien Westen», sagte neulich ein anderer Redaktor dieses Blattes, Kurt Müller, als Präsident der «Europäischen Konferenz für Menschenrechte und Selbstbestimmung» (TA, 3. September 1986). Geradezu empört zeigt sich die NZZ über die «Sympathien breiter Kreise des Publikums in Europa» gegenüber dem «Sowjetreich unter Gorbatschow», «besonders wenn sich im Unterton der Zuneigung für den Generalsekretär Ungeduld und Vorbehalte gegen die Amerikaner

Briefe aus Nicaragua

Trauer um Georges Casalis

Managua, 18. Januar 1987

Liebe Freunde

Vermutlich erhieltet Ihr die traurige Nachricht, lange bevor mein Brief Euch erreicht: Georges Casalis ist tot. Dennoch drängt es mich, Euch diese Botschaft persönlich zu übermitteln – diese Botschaft, die mich so schmerzhaft traf am Freitagabend, an dem ich mich mit ihm zum Essen verabredet hatte. Ich ging zum verabredeten Treffpunkt und wartete auf die beiden, Georges und Dorothee, als mir Patricia entgegenkam, eine Theologin von der evangelischen Fakultät und baptistische Pfarrerin. Sie nahm mich beiseite und schloss mich in die Arme, und ich wusste sofort, was das zu bedeuten hatte. Denn eine Woche zuvor, am Tage, als wir uns zum ersten Mal zum Essen verabredet hatten, hatte Georges eine Herzkrise erlitten und – da er die Verabredung nicht wahrnehmen konnte, hatte ich ihn «zu Hause» besucht. Dieser Besuch sollte mein letzter gewesen sein...

Am Freitagabend fand ein Gottesdienst statt in der evangelischen Kirche, am Samstag eine «Vela» (was eigentlich «Kerze» heisst und bedeutet, dass man sich einfach in der Kirche versammelt, wo der Sarg des Toten steht, und singt und betet und ausdrückt, was einen bewegt angesichts dieses Todes). Am Samstagabend wurde der Sarg in die Kirche Santa Maria de los Angeles gebracht, in die Pfarrei von Uriel Molina, der ebenfalls ein Freund von Casalis war, zu einem grossen ökumenischen Gottesdienst, und heute morgen früh fand in

dieser Kirche eine liturgische Feier statt, dann eine Prozession von ca. einer Stunde, in der in glühender Hitze der Sarg und all die Blumen auf den Friedhof getragen wurden, und dort, unter der stechenden Mittagssonne, wurde er unter vielen, vielen Gesängen und Gebeten in die Erde gelegt. Nach dem, was diese Menschen hier, für die Georges so viel bedeutet hatte, ausgedrückt haben an Zärtlichkeit, Dankbarkeit, Respekt für diesen Mann, bin ich sicher, dass es kein Zufall ist, dass er in *dieser* Erde ruht. Er hat für Nicaragua gekämpft und in Nicaragua gekämpft und gearbeitet am Aufbau einer gerechteren Gesellschaft, er hat Nicaragua geliebt und ist dieses letzte Mal hierher gekommen, um zu bleiben. Für die Leute hier war er ein *hombre de Dios*, ein Prophet, ein *Compañero*, ein *hermano*, und er wird unter ihnen lebendig bleiben, auch wenn ihn unsere akademische Theologie in Europa noch so sehr ignoriert: Hier wird er auferstehen, hier ist er «presente».

Es war viel Trauer spürbar in diesen Gottesdiensten über den Verlust von Georges – aber noch mehr Freude darüber, dass er «mit ihnen» gewesen war. Und diese Freude kam zum Ausdruck vor allem in den Liedern, die sie sangen. Auch Revolutionslieder, auch politische Lieder, alles sangen sie, wovon sie wussten, dass er es gerne gehabt hatte. Und alle nahmen das Mikrophon: eloquente Theologen, redegewandte Männer und Frauen, sogar Kinder, und was sie sagten war die spürbare Verkündigung davon,